Das rettende Bildniß.

Historische Novellette. Von P. Delay.

Als im Winter 1792 Dumouriez an der Spitze des französischen Revolutionsheeres sich in der Nähe von Aja der holländischen Flotte, die vom Eise festgehalten worden war, bemächtigt hatte, zog er in Amsterdam ein und schlug hier sein Hauptquartier auf.

Amsterdam war schon damals eine fröhliche Stadt und hatte eine große Anzahl reicher Bürger, welche nur die Gelegenheit suchten, sich auf jede Weise zu unterhalten, und in der Veranstaltung von Bällen, Festlichkeiten und sonstigen Vergnügungen wetteiferten. Bekanntlich sind in Holland, wie überhaupt in einem großen Theile der nordeuropäischen Länder, die Konditoreien der Sammelpunkt der besseren Gesellschaft, und es gehört zum guten Ton, sich hier alltäglich zusammenzufinden.

Unter den Konditoreien Amsterdams war die eines Franzosen mit Namen Rameau ganz besonders besucht, nicht allein wegen der Güte seiner Waare und seiner Höflichkeit, sondern auch wegen der hübschen Kellnerinnen, die er in seinem Dienste hatte.

Die Ankunft des Revolutionsheeres that dem fröhlichen Leben keinerlei Abbruch, denn die französischen Offiziere hatten nicht weniger Verständniß für die gutbesetzte Tafel und angenehme Gesellschaft. Bälle und Festlichkeiten wiederholten sich in der Konditorei in immer schnellerer Folge, und die einzige Veränderung war die, daß die Zahl der Theilnehmer eine größere war.

Unter den Kellnerinnen Rameaus zeichneten sich besonders zwei durch außergewöhnliche Schönheit aus. Die eine war groß, hatte dunkelbraunes Haar, schwarze Augen, einen sammetähnlichen Teint und war, wie man sagt, etwas ungebunden; die andere, vor Kurzem erst eingetreten, war blond, mit blauen Augen und einem außerordentlich zarten Gesicht, aber im Gegentheil zu jener ausnehmend schüchtern. Unter den die Konditorei besuchenden Franzosen entspann sich bald eine lebhafte Unterhaltung über die Schönheit der beiden Mädchen. Jede hatte ihre begeisterte Verehrer, und bei der Heißblütigkeit der Franzosen würde die immer lebhafter gewordene Diskussion schließlich in einen Streit ausgeartet sein, wenn nicht, gerade zu rechter Zeit der Zapfenstreich geschlagen worden wäre. Als die Offiziere das Lokal verlassen hatten, trat eine Schaar Studenten von der Akademie der schönen Künste ein; sie nahmen auf den leer gewordenen Sitzen Platz und erkundigten sich nach der Ursache des Streites.

„Potz Tausend!" sagte jovial einer der Jünglinge, der von den andern durch sein struppiges Haar und den ungepflegten Bart besonders abstach, „ich scheue mich nicht, offen zu erklären, daß ich, trotzdem ich Elsa's Schönheit anerkenne, Margarethen entschieden den Vorzug gebe."

Margarethe war die Blonde, die jetzt tief erröthete.

„Margarethe," fuhr jener fort, „Du bist für mich der Typus der idealen Schönheit, und wenn Du mir eine große Freude machen willst, mußt Du mir erlauben, Dein Bild zu malen."

„O, mein Herr," erwiderte sie schüchtern.

„Ja, Dein Bild! Das verpflichtet Dich zu nichts; ich werd auch zwei machen, Du kannst Dir dann eins auswählen, und das andere behalte ich."

Das Mädchen erröthete immer mehr und antwortete nichts. Endlich legte sich Rameau in's Mittel, um den Studenten, die seine treuen Kunden waren, entgegenzukommen.

„Nimm es doch an, Margarethe!" sagte er. „Es muß Dir doch selbst Vergnügen machen, Dein Bild zu haben von Künstlerhand gemalt."

„Aber was wird mein Bräutigam sagen?" erwiderte das Mädchen.

Margarethe war seit einem halben Jahre verlobt, und ihr Bräutigam war der eifersüchtigste Mensch von der Welt.

„Dein Bräutigam wird gar nichts sagen," entgegnete Rameau; „im Uebrigen nehme ich die ganze Verantwortung auf mich."

„Wohlan!" versetzte heiter der junge Maler; „wenn Rameau für Dich einsteht, hast Du nichts zu befürchten." — Dann gab er ihr ein Glas in die Hand, nahm ein Stück Papier und begann das Mädchen in anmuthigster Stellung zu malen.

Aber bald wurde er in seiner Arbeit durch eine lärmende Stimme unterbrochen. Es war der Bräutigam, der unverhofft eintrat.

„Ich habe Dir ein für allemal verboten, mit diesen jungen Leuten zu sprechen!" schrie er.

„Mein Herr," sagte der Maler, um ihm die Sache aufzuklären.

„Mein Herr," erwiderte der Andere in trotzigem Tone, „wenn Sie kein Feigling sind, werden Sie wissen, was Sie zu thun haben."

„Aber mein Herr," mischte sich einerseits der Wirth dazwischen.

„Sie sind ein Elender, wenn Sie derartiges in Ihrem Hause dulden!"

„Ach, das ist zu viel!" rief Margarethe, beleidigt durch den lächerlichen Zorn ihres Bräutigams, „ich habe selbst mein Portrait verlangt, und es wird gemacht werden, magst Du es wollen oder nicht!"

„Gut, wenn es so ist," entgegnete der Bräutigam gereizt, „wenn Du nicht weißt, was sich gehört und Dich Deiner Handlungsweise nicht schämst — adieu! — Nunmehr ist mir das Leben unerträglich. Da meine Liebe verschmäht wird, habe ich keine Hoffnung mehr und auch keinen Grund, mich länger zu vertheilen. So wisset denn, ihr Alle, daß ich der Graf von Raden bin, im Dienste Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich."

Nach diesen Worten stürzte er von dannen. Das Mädchen brach in Thränen aus, und die Studenten sahen sich einander verwundert an.

„Der Unglückliche," rief Margarethe schluchzend aus, „er wird verhaftet und erschossen werden."

In der That hatte er kaum die Straße betreten, als zwei Spione, von denen die Stadt voll war, ihn anhielten und nach dem Hauptquartier der Franzosen führten.

Bei dem Revolutionsheere wurde kurzer Prozeß gemacht. In wenigen Minuten war er, da seine Persönlichkeit festgestellt war, zum Tode verurtheilt und sollte am folgenden Morgen erschossen werden.

Um auf die Bevölkerung Eindruck zu machen, befahl Dumouriez, daß die Exekution mit großem Pomp stattfinden sollte. Die Truppen waren in Parade aufgestellt, während er selbst, umgeben von seinem Stabe, wenige Meter entfernt vom Exekutions-Peloton hielt. Der Verurtheilte wurde herbeigeführt, bleich, aber festen Schrittes. Da ertönte der Ruf: „Halt, halt, ich will den General sprechen." Und der junge Maler vom Tage vorher machte sich, einen großen Karton in der Hand, Platz durch die aufgestellten Soldaten, warf sich Dumouriez zu Füßen und bat um Gnade für den Grafen. Er erzählte in rührenden Worten die Geschichte jener Liebe, die der einzige Grund war, weshalb der Graf in die Hände der Feinde gerathen war, die Verzweiflung des Mädchens, und wußte seine Worte so schön auszuschmücken, daß Dumouriez gerührt wurde. Um ihn ganz zu gewinnen, zeigte er ihm das Bild Margarethens, das er am Abend vorher skizzirt und während der Nacht vollendet hatte.

„General," fuhr er fort, „geben Sie Ihren Gefangenen Margarethen zurück; sie wird Ihnen dafür ihr Bild geben, und Sie werden bei diesem Tausche nichts verlieren."

„Wenn das Original ebenso schön ist wie das Bild," sagte Dumouriez, „will ich Gnade walten lassen."

Der Maler gab nun ein Zeichen, und das schöne Mädchen wurde vor den General geführt; ihre Augen zerflossen in Thränen.

„Nun, weinen Sie nicht mehr, mein schönes Kind," redete sie Dumouriez an, „wir alle werden Ihrer Hochzeit beiwohnen."

Und diese fand in der That eine Woche später statt, nachdem sich der Graf auf Ehrenwort verpflichtet hatte, die Waffen nicht wieder gegen Frankreich zu ergreifen. Es war eine äußerst glänzende Hochzeit, an der Dumouriez und seine sämmtlichen Offiziere theilnahmen.

Gut gemeint!

Die Baronessen Amanda und Cornelia von Steinröthel auf Haselbach führten ein großes Haus. Sie glaubten es der Würde ihrer alten, angesehenen Familie schuldig zu sein, als einzige Trägerinnen des hocharistokratischen Namens auch entsprechend zu repräsentiren, zudem sie über die hiezu nöthigen Mittel vollauf verfügen konnten. Ihr Jour fixe war von der besten Gesellschaft besucht; das hiebei Gebotene trug immer den Charakter des Auserlesenen: sie setzten einen gewissen Stolz darein, auch in der Ausstattung ihrer Appartements jeder Kritik die Spitze bieten zu können.

In einem ihrer Salons befand sich ein kostbarer Teppich, der längst den Neid aller Besucherinnen erregt hatte. Eines Tages glaubte Baronesse Amanda entdeckt zu haben, daß die Farbenwirkund dieses Prachtstückes etwas nachgelassen habe; sie berieth sich deshalb mit ihrer Schwester, wie diesem Mangel abzuhelfen wäre. Nach kurzer Ueberlegung beschlossen die Damen, den Teppich versuchsweise chemisch reinigen zu lassen, was Baronesse Cornelia zu besorgen versprach. Es wurde ein Dienstmann requirirt, der das ziemlich schwere Prunkstück an den Ort seiner Bestimmung schaffen sollte, weil im Hause nur weibliche Dienerschaft existirte.

Eine halbe Stunde später meldet sich der von Baronesse Cornelia requirirte Dienstmann bei Baronesse Amanda, welche ihm den Teppich mit dem Bemerken übergab: „Der Teppich hat einen großen Werth, behandeln Sie ihn recht sorgfältig; er ist noch wie neu — nur die Farben scheinen etwas nachlassen zu wollen!"

„Dös macht nix'n, Madam'!" erwiderte der Dienstmann.

Von der unpassenden Ansprache unangenehm berührt, fuhr das Fräulein fort: „Wir werden schon hören, was man sagt; gehen Sie also.. Sie wissen doch, wohin Sie den Teppich zu tragen haben?"—Verständnißinnig lächelte der brave Mann und erwiderte, indem er seine Last zusammenpackte: „Feilt fi' nix, Madam' — das is das erste Mal nöt, daß i' so was b'sorg'!" Dann verschwand er eilfertig.

Ein paar Stunden später meldete das Stubenmädchen, daß der Dienstmann wieder gekommen sei und die gnädige Baronesse zu sprechen wünsche. Amanda befahl, ihn vorzulassen. Das Mädchen führte den Mann in's Boudoir und blieb an der Thüre stehen, um etwaige, sich aus der Verhandlung ergebende Anordnungen entgegenzunehmen, insbesondere, weil die Ablohnungen solcher Dienstleistungen gewöhnlich als kleine laufende Ausgabe von der Beschließerin erledigt zu werden pflegten. Der Dienstmann trat ein, wischte sich den Schweiß von der Stirne, räusperte sich und sah, ohne etwas zu sagen, bald auf die Dame des Hauses, bald auf die erwartungsvoll wartende Zofe, bis ihn endlich die Erstere mit einem ungeduldigen „Nun, was ist's?" zum Sprechen aufforderte. Der gewissenhafte Dienstmann wiederholte seine pantomimischen Bedenken, die Unterhaltung zu eröffnen, indem er ziemlich deutlich mit dem Daumen über seine Achsel nach dem Stubenmädchen deutete. Indignirt herrschte ihn nun Amanda an: „Nun, so reden Sie doch!" Offenbar erleichtert durch diese Aufforderung, griff der Dienstmann in seine Tasche, brachte daraus drei Zwanzigmarkstücke hervor, welche er sammt einem Zettel auf den Tisch des Hauses niederlegte und sagte triumphirend: „Sechz'g Markln hab'n wir kriagt, dös hätt' i' meiner Lebtag nöt denkt!"

Wie ein Tiger schnellte die Baronesse empor und rief im Tone der höchsten Empörung: „Mensch, Dienstmann, sind Sie betrunken! Was haben Sie mit dem Teppich gemacht? Was soll dies Geld—diese elenden 60 Mark?"

Sichtlich beleidigt entgegnete der Dienstmann: „Mit dem Teppich hab' ich gemacht, was mir ang'schafft worden is, und mehr hab' i' nöt d'rauf kriagt!"

„Wo ist der Teppich?"

„Ja, wo denn, als im Versatzhaus!!" — —

Die Baronesse sank mit einem schwachen Aufschrei in den Fauteuil zurück, und das Stubenmädchen stopfte hastig ihr Taschentuch in den Mund.

„Sind Sie verrückt?" kreischte Baronesse Amanda, „hat Ihnen denn meine Schwester nicht angegeben, wohin Sie den Teppich tragen sollen?"

Aergerlich versetzte der Mann für Alles: „Da brauch' i' koan' Schwester nöt; wenn Sie amal sag'n: Sie wissen doch, wohin Sie den Teppich zu tragen haben', dann kennt sich unsereins doch aus, und da giebt's dann nix anders, als das Versatzhaus. So machen 's alle feinen Leut', die net woll'n, daß über a' solche Sach' viel g'red't wird!"

(Fliegende Blätter.)

Die erste Meerschaumpfeife.

Um's Jahr 1723 lebte zu Pest ein Schuhmacher Namens Karol Kowats, welcher sich in seinen freien Stunden mit Schnitzarbeiten beschäftigte und einem Kunden, den Grafen Andrassy, mitunter Stücke seiner Schnitzerei verehrte. Als Andrassy von einer Reise nach der Türkei zurückkehrte, brachte er seinem Schuhmacher ein Stück eines weißen thonartigen Minerals mit, welches ihm in Kleinasien als Merkwürdigkeit geschenkt worden war. Der Schuhmacher welcher ein leidenschaftlicher Raucher war, kam auf den Gedanken, aus diesem Material eine Tabakspfeife zu schnitzen, weil ihm dasselbe wegen seiner Porösität zur Aufsaugung des Nicotins sehr geeignet erschien. Kowats machte sich an die Arbeit und schnitt zwei Pfeifenköpfe, einen für den Grafen, den zweiten zum eigenen Gebrauch. Nun geschah es eines Tages, daß er seinen schönen Pfeifenkopf mit Pech besudelte, und er bemerkte zu seinem Schrecken, daß dasselbe an dem warmen Kopfrande schmolz und in das Material eindrang. Er wischte mit dem Aermel über den Pfeifenkopf, um den Schaden wieder gut zu machen, und sah, zu seinem Erstaunen, daß das geschmolzene Pech dem Kopfe eine schöne Farbe verlieh. Nun nahm er weiches Wachs und tränkte damit die noch reinen Theile des Kopfes und machte die Entdeckung, daß dieser sich braun anrauchte. Kowats theilte dem Grafen seine Entdeckung mit und präparirte auch dessen Pfeifenkopf mit Wachs, so daß auch dieser bald eine schöne braune Farbe bekam. Der Graf ließ nun mehr des merkwürdigen Materials aus der Türkei kommen, seine guten Freunde bekamen zunächst Proben von des Schuhmachers neuer Entdeckung, und dieser nach und nach so viele Aufträge, daß er Pfriemen und Ahle an den Nagel hing und nur Pfeifenköpfe schnitzte. So wurde Kowats, der Schuhmacher aus Pest, der erste Fabrikant von Meerschaumköpfen, die noch ein halbes Jahrhundert lang sehr theuer und nur reichen Leuten zugänglich waren. Seine erste Meerschaumpfeife aber ist noch vorhanden, sie wird im Museum zu Pest aufbewahrt.

Die Rechenkunst der Eskimos.

Der Wortschatz der Eskimosprachen ist, was die Dinge der Außenwelt betrifft, ziemlich reich. Man hat mehr als einen Namen für die Verschiedenheit eines Thieres nach Gestalt, Geschlecht und Alter, für das Fischen jeder Fischart, für alle erdenklichen Erscheinungsformen von Eis und Schnee. Nur spärlich sind dagegen die Ausdrücke für bloße Begriffe und Vorstellungen vertreten und ganz besonders arm ist der Wortvorrath für Zahlen. Namen für Zahlen über zehn hinaus scheinen dem Eskimo vollständig zu fehlen. Für gewöhnlich zählt er nur bis fünf oder zehn. Aber schon bei dieser einfachen Addition nennt er meist nicht die Zahlen, sondern gebraucht Finger und Hände. Bis fünf hebt er die eine Hand, bei zehn beide Hände in die Höhe; bei drei streckt er Daumen, Zeige- und Mittelfinger der einen, bei sechs beider Hände aus. Bei Zahlen von zehn bis zwanzig gebraucht er bereits fremde Hilfe, er ruft den Nachbar herbei, um mit dessen Händen die Zahl zu vollenden. Tritt je einmal an den Eskimo die Noth heran, sich in der „höheren Mathematik" verständigen zu müssen, so ist guter Rath theuer. Er greift dann in seiner Verlegenheit zu den sonderbarsten Mitteln.

Ein sehr ergötzliches Beispiel solch' schwieriger Rechnerei erzählte ein englischer Offizier, der an einer Polarexpedition des Kapitän Parry theilnahm. Der Offizier befand sich an der Repulsebai mit einem Eingeborenen allein im Gespräch begriffen, als ihm dieser die verhältnißmäßig so einfache, aber für ihn ungewöhnliche Zahl dreißig begreiflich machen wollte. Zu diesem Zwecke hielt der Eskimo zunächst beide Hände empor, wußte aber nicht, was weiter machen, und blickte lange rathlos umher. Endlich kam ihm die glückliche Idee, um zehn mehr zu bekommen, die Hände des Offiziers zu ergreifen. Jetzt waren es aber erst zwanzig. Woher die übrigen zehn bekommen? Die Schwierigkeit schien unüberwindlich. Wiederum indessen kam dem Eskimo ein rettender Gedanke. Er hielt zuerst einen seiner Füße empor, aber so wurden es erst fünfundzwanzig. Um die Zahl zu vollenden, gab sich der Mann des eifigen Ordens nun alle erdenkliche Mühe, auch den anderen Fuß gleichzeitig in die Höhe zu heben und seine Anstrengungen waren überaus possierlich. Aber das große Kunststück gelang jedoch nicht. Nach unglaublichen Mühen kam endlich die Zahl dreißig durch die vier Hände und je ein Bein der beiden Personen zu Stande. So waren, um der bösen dreifachen Zehn Ausdruck zu geben, Anstrengungen nothwendig geworden, wie sie in so hohem Grade kaum das schwierigste Reckturnen erfordert.

Studentenulk.

Professor Dr. Klopfleisch, der vor wenigen Tagen in Jena im Alter von fast 67 Jahren entschlafen ist, war von hoher Begeisterung für alterthümliche Forschungen beseelt. Da er aber nicht sonderlich vorsichtig war in der Beurtheilung des angeblich Alten, brachte ihn sein wissenschaftlicher Eifer bisweilen in seltsame Lage. Eines Tages — manches Jahr ist seitdem vergangen — wurde ihm laut „Leipziger N. Nachr." von einigen Studenten gemeldet, sie hätten in der Nähe der Stadt ein Hünengrab entdeckt; sie baten den Herrn Professor, es öffnen zu lassen. Natürlich ist Klopfleisch einverstanden. Für einen schönen Sommernachmittag wurden Arbeiter mit Spitzhacke und Schaufel bestellt, Bekannte geladen; Studenten kommen in einer ungewohnt großen Zahl. Die Arbeit beginnt. Die Erdschicht wird abgeräumt, das Gerölle beseitigt. Die Sonne brennt heiß hernieder, die Arbeiter triefen von Schweiß, die Aufregung wächst von Minute zu Minute; hat doch Professor Klopfleisch wiederholt seiner Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß nicht es hier unzweifelhaft mit einer vorgeschichtlichen Grabstätte zu thun habe. Was wird das Ereigniß der Nachgrabungen sein? Welche neue Errungenschaften für die Alterthumswissenschaft werden sie bringen? Welches Museum wird die Funde in seine Hallen aufnehmen? Endlich berührten die Spitzhacken eine Platte von Schiefer, roh und unbehauen. Sie scheint über hohlem Raum zu liegen. Sorgfältig werden die Ränder blosgelegt, unter athemloser Spannung wird sie gehoben. Etwas Glänzendes wird darunter sichtbar. Was ist es? Ein Arbeiter hebt das Kleinod mit vorsichtiger Hand und reicht es dem Professor. Und siehe da: ein funkelnagelneuer Deckelschoppen mit der Widmung: „Julius Cäsar seinem lieben Klopfleisch!" Der so Beschenkte war indeß der Erste, der in die stürmische Heiterkeit über diesen Studentenulk mit einstimmte. Von späteren Nachgrabungen in der Nähe von Jena hat man aber nichts wieder gehört. — Der Ulk ist ebenso gut als — alt und wird in verschiedenen Lesarten auch in anderen Universitätsstädten erzählt.

„Wat de Buer nich kennt."

Aus der Provinz war er nach Berlin gekommen und fühlte das dringende Bedürfniß, das Leben und Treiben der Großstadt aus der vornehmen Perspektive einer Droschke von oben herab anzusehen. Er bestieg eine Taxameterdroschke und ließ sich nach dem Thiergarten hinausfahren. Das Vergnügen gefiel dem Manne außerordentlich. Was ihm aber nicht gefiel, sondern sein höchstes Mißfallen erregte, war der Fahrpreisanzeiger. Erstaunt sah er sich das Ding an, zog seine Taschenuhr und machte Vergleiche. Er schüttelte mit dem Kopfe und fing über die komische Droschkenuhr zu philosophiren an, bis ihn endlich die Ruhe verließ und er den Kutscher fragte: „Seggen Se mal, wat is dat for een Ding?" — „Na, der Fahrpreisanzeiger.—„Nee, min Jong," erwiderte der Fahrgast, „dor hebt Se bi mi keen Glick, dat is ja 'dulle Bedrögerie. Dat schall 'ne Uhr sin un die Wieser, die spring'n, as wie bi dat Ballet! Nich een Gröschen betahl ick!" Der Kutscher mußte halten und der Bauer wollte sich ohne Bezahlung entfernen, auf die Berliner und ihre Droschkenuhren nach Kräften schimpfend. Aber so leichten Kaufes kam er nicht davon. Der Kutscher pochte auf sein gutes Recht und verlangte das Fahrgeld. Es kam zu einem lauten Streit, der bald eine große Menschenmenge anlockte. Der Bauer blieb bei seiner Weigerung. „Dat betahl ick nich, das is keene Uhr, dat 's ne Bedrögerie!" Es war ihm nicht begreiflich zu machen, daß er im Unrecht sei und der Zank drohte schon in Thätlichkeiten überzugehen, als eine feingekleidete Dame herantrat und lächelnd das Fahrgeld erlegte. Der Kutscher fuhr davon und der Bauer entfernte sich mit der Friedensstifterin, die ihm vergebens den Mechanismus zu erklären versuchte. Der Obotrite blieb dabei: „Dat 's keene Uhr, das is' ne Bedrögerie!"

Mein Heim.

Soll ich Dir einen Zauber nennen,
Der trautes Glück umfaßt,
Wo Sorg' und Noth, des Lebens Kummer
Und Gram sehr schnell erblaßt?

Es ist mein Heim, das liebe, traute,
Bescheiden zwar und klein,
Doch schließt es trotz des engen Raumes
Viel Freud' und Wonne ein.

Wenn nach des Tages Müh' und Sorgen
Mein Liebster es betritt,
Bringt er mit seinem frohen Lächeln
Die Sonne selber mit.

Und alle Grillen, alle Plagen,
Gar schnell sind sie dahin;
Hier darf nur Lieb' und Frohsinn wohnen,
Nicht trüber, düst'rer Sinn!

Und kehrt die graue Base „Sorge"
Auch wirklich bei uns ein,
Eins wird ihr nimmermehr gelingen:
Die Herzen zu entzwei'n!

Wo wahre Lieb' den Bund geweihet,
Nicht Treu' und Tugend fehlt:
Da ist das Heim, so arm 's auch scheinet,
Vom wahren Glanz beseelt!

Eine bittersüße Geschichte.

Er hieß Ernst Bitter und war ein bitter-ernster Mensch. Da sah er Sußchen Süß. Er raspelte Süßholz, Sußchen fand ihn süß und bald kosteten Beide die Süßigkeiten der Liebe. Sie heiratheten. Bald darauf zeigte es sich, daß Ernst Bitter gern einen Bittern trank, und nun wurde die Sache ernst. Sußchen sagte mit Bitterkeit: „Ernst war bisher mein Leben, jetzt wird mein Leben ernst." Sie bat mit den süßesten Worten, aber Ernst sagte, er könne nicht von dem Bittern lassen. „Ernst, ist das Dein Ernst?" fragte Sußchen. „Mein bitterer Ernst," antwortete Ernst Bitter ernst. „Das ist ja süß!" rief Sußchen bitter. Nicht lange darauf starb Ernst Bitter am Delirium, und Sußchen Bitter-Süß blieb nichts als die bittersüße Erinnerung an Ernst.

Grob.

Alte Jungfer: „Ich fühle mich heute wie neugeboren."

Herr: „Sie sehen aber gar nicht so aus.

Gemüthlich.

„Also jetzt frag' ich zum letzten Mal, wann Sie mich bezahlen wollen."

„Na, Gott sei Dank, daß das dumme Fragen einmal ein Ende nimmt."

Faule Entschuldigung.

Frau: „Du kommst ja ganz benebelt nach Hause, was soll das?"

Mann: „Na, geh' Du doch 'mal in dem Nebel draußen spazieren."

Spruch.

Ringst Du im Leben nach dem Ehrenplatze,
So streb' und harre, wird die Zeit auch lang;
Es springt ein Riese selbst mit einem Satze
Niemals empor zur Höhe des Montblanc.

Fatum.

Lieutnant A.: „Kamerad sind recht verdrießlich!"

Lieutnant B.: „Neh, eben faulen Witz über unsereinen jelesen!"

Lieutnant A.: „Loos des Schönen!"

Vorschlag zur Güte.

Pferdeknecht: „Hurrah, hab' das große Loos in der Lotterie gewonnen!"

Herr: „Nun, dann werden wir uns wohl trennen."

Pferdeknecht: „Das wäre ja nicht nöthig, Sie könnten ja bei mir Pferdeknecht werden."

Kein Besuch.

Frau: „Wer kommt denn dort?"

Dienstmädchen: „Niemand, der gnä' Herr is."

Schnell benützt.

Kommerzienrath....: „Ella, Sie sind meine Königin und ich Ihr Unterthan!"

Schauspielerin: „Dann werde ich Sie mit Abgaben belegen!"

Die Frauen und der Ofen gehören in's Haus.

Ein gesunder Schädel.

Bäuerin (acht Tage nach der Kirchweih): „Hent', Jörg, laßt Du Dir aber endlich amal die Glassplitter aus dem Schädel ziehen, — Du zerreiß't mir ja alle Kopfkissen!"

Aus der Geographie-Stunde eines Prinzen.

Lehrer: „Wie nennt man das Meer zwischen Ostasien und dem westlichen Amerika?"

(Prinz schweigt.)

Lehrer: „Durchlaucht deuten ganz richtig an: Es ist der stille Ocean!"

Moderne Gutherzigkeit.

„...Mein Mann hat schrecklich viel' Schulden! Damit er sich aber vor mir nicht gar so sehr zu genieren braucht — mach' ich jetzt auch Schulden!"

Schlau.

Arzt: „Aber Mensch, wie konnten Sie denn meinen Schneider zur Ordinationsstunde hereinlassen?"

Diener: „Bitte, er hat gesagt: es fehle ihm 'was!"

Kathederblüthe.

Professor: „..Meine Herren, dieser Fall ist eine Seltenheit, die oft vorkommt!"

Aus dem Gerichtssaal.

Richter: „Nicht allein ein gewiegter Einbrecher sind Sie, sondern auch ein gefährlicher Ausbrecher!"

Angeklagter: „Aber, Herr Präsident, das gleicht sich doch aus!"

Doppelsinnig.

„Wer ist der junge Mensch, der da eben zur Thüre herausflog?"

„Ein entfernter Verwandter vom Hausbesitzer!"

Die 4 Temperamente bei der Arbeit.

Der Phlegmatiker thut ein's nach dem andern, der Sanguiniker ein's vor dem andern, der Choleriker zweierlei zugleich, der Melancholiker — gar nichts.

Aus der Kaserne.

Corporal (der von einem Einjährigen auf eine Frage eine unrichtige Antwort erhält): „Euch Einjährige kann man noch so dumm fragen — man bekommt doch nie eine g'scheidte Antwort!"

Schicksalsstücke.

„Es ist entsetzlich, Herr Doctor, ich darf beginnen, was ich will und noch so wenig genießen — ich nehme doch immer zu!"

„Schicksalsdicke, gnädige Frau!"

Kindliche Reflection.

Peterl (zu seinem Vater, der beim Waschen den Krug vom Waschtisch heruntergeworfen): „Du hast's gut, Papa, daß Du kein Kind bist!"

Aus der Schule.

„Wie ich gehört habe, Hans, ist Deine Mutter an Scharlach erkrankt. Bis sie wieder gesund ist, darfst Du nicht in die Schule kommen, da Du diese Krankheit sehr leicht von ihr bekommen kannst und von Dir dann die übrigen Schüler!"

„Da brauchen Sie sich nicht zu beängstigen, Herr Lehrer! Ich habe eine Stief-Mutter, und von der hab' ich noch nie 'was bekommen!"

Ein Glückspilz.

Grad' aus dem Wirthshaus komm' ich heraus,
Herrgott, ich trau' mich fast nimmer nach Haus.
Es fällt mir für heut' keine Nothlüge ein,
Die für's Ausbleiben könnte plausibel sein.

Und wie ich so grüble, merk' ich's mit Schrecken,
Ich bin schon am Thor; — um mein Weib nicht zu wecken
Ziehe ich sacht mir die Stiefel aus
Und schleich' wie ein Dieb mich heimlich ins Haus.

Drin brennt noch die Lampe! — Mein Frauchen wacht!
Ich öffne die Thür mit Vorsicht ganz sacht —
Dem Himmel sei Dank! — In des Bettes Hafen
Hat sie die Gardinenpredigt — glücklich verschlafen.

Druckfehler.

Bald hörten wir auch im Rücken Schüsse, und wir waren umzingelt. Kurz, unsre Lage fing an, ur(un)gemüthlich zu werden.

Schlau.

Arzt: „Das Kind muß Eisüberschläge auf dem Kopf haben."

Dame: „Damit es die Kälte nicht so sehr erschreckt, darf ich das Eis wohl 'n bischen wärmen?"

Unter Brautleuten.

Sie: „Ich möchte, daß wir nun endlich Hochzeit machen, ich bin es müde, noch länger zu warten."

Er: „Na, wenn Du müde bist, dann will ich Dich sitzen lassen."

Unverfroren.

„Hören Sie mal, Sie hätten mir meinen Schirm doch schon lange wiederbringen können."

„Ja, aber es regnet doch immerwährend."